

NIGEL McCRERY

**DER  
DREIZEHENTE  
SARG**

KRIMINALROMAN

*Aus dem Englischen  
von Marie-Luise Bezenberger*

KNAUR 

Die englische Originalausgabe erschien 2015  
unter dem Titel »The Thirteenth Coffin« bei Quercus, London.

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.knaur.de](http://www.knaur.de)



Deutsche Erstausgabe November 2019  
Knaur Taschenbuch  
© 2015 by Nigel McCreery  
© 2019 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag  
Ein Imprint der Verlagsgruppe  
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München  
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –  
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.  
Redaktion: Laura Lichtenwalter  
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München  
Coverabbildung: Ryan Jorgensen / arcangel images  
Satz: Adobe InDesign im Verlag  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-426-50985-2

2 4 5 3 1

# VORWORT

**I**m Jahre 1836 jagten fünf Jungen Kaninchen auf den nordöstlichen Hängen von Arthur's Seat, dem höchsten Gipfel einer Hügelgruppe im Zentrum der schottischen Stadt Edinburgh.

In einer kleinen Höhle in der felsigen Hügelflanke stießen die Jungen auf etwas unglaublich Makabres: siebzehn Miniatur-särge. Jeder war aus Kiefernholz geschnitzt und mit eisernen Beschlägen verziert. Die Särge waren säuberlich in zwei Reihen zu je acht aufgestellt, während ganz oben ein einsamer Sarg den Anfang einer neuen Reihe bildete. Bizarrerweise beherbergte jeder Sarg eine kleine Holzpuppe. Jede war mit aufgemalten schwarzen Stiefeln und individuellen Kleidern ausgestattet und ungefähr zehn Zentimeter lang.

Und was noch bizarrer war, die Särge waren anscheinend im Laufe eines längeren Zeitraums nach und nach bestattet worden; die oberen waren frischer und die weiter unten stärker verfault.

In den fast zweihundert Jahren seit der Entdeckung dieser Spielzeugsärge wurde keinerlei Hinweis darauf gefunden, wofür sie gemacht worden waren, wer sie geschreinert und wer sie versteckt hatte. Bestimmt haben auch andere Schriftsteller diese absonderliche historische Geschichte als Basis für ihre Romane verwendet oder werden es noch tun. Dies hier ist mein Versuch, sie zum Leben zu erwecken, wenn Sie mir diese Formulierung verzeihen wollen.

*Nigel McCrery, Mai 2015*

# TEIL 1

**E**s ist merkwürdig, was einem so alles auffällt, wenn der Tod nahe ist. Alles wird klarer, irgendwie realer. Kinder, die beim Spielen vor Vergnügen kreischen. Menschen, die über nichts Besonderes plaudern, einfach nur ein paar Stunden mit Freunden verbringen. Der Wind, der durch die Bäume fährt und die Blätter rascheln lässt. Jene Dinge, die man für selbstverständlich hält, wenn das Leben an einem vorbeizieht. Sogar der Duft der Rosen fiel ihr auf, die dicht unter ihrem Schlafzimmerfenster wuchsen, und der Geruch von frisch gemähtem Rasen von nebenan. All das trieb durch das offene Fenster herein, die Geräusche und Gerüche, und erfüllte ihre Sinne.

Das verdammte Fenster. Wenn sie es nicht offen gelassen hätte, um es am gefühlt wärmsten Nachmittag dieses Jahres kühl zu haben, dann wäre sie vielleicht nicht in dieser Lage. Sie musste tagsüber schlafen, sie hatte Nachtdienst, und wenn sie nicht ein bisschen Ruhe fand, würde sie ihren Dienst nie überstehen. Aber wenn sie es zugelassen hätte, geschlossen und verriegelt, so, wie sie es normalerweise tat, würden sie jetzt nicht ein Paar sehr kräftige Hände erwürgen.

Warum, schrie ihr Verstand, hatte sie sich letzten Samstag nicht diesen Zimmerventilator gekauft? Es war doch ein Sonderangebot – warum war sie so geizig gewesen? Alles wäre gut, wenn sie sich nur dazu hätte durchbringen können, sich etwas zu gönnen und ein bisschen Geld hinzublättern. Dann hätte sie das Fenster nicht offen lassen müssen.

*Merkwürdig, überlegte sie, als die Hände den Griff um ihren Hals etwas änderten, wie selbst die trivialsten Entscheidungen, vor Tagen, Wochen oder sogar Monaten getroffen, sich auf so dramatische Weise auf die Zukunft eines Menschen auswirken konnten.*

*Nicht dass es aussah, als hätte sie noch viel Zukunft übrig. Während die Welt außerhalb ihres Zimmers ihren ganz normalen Lauf nahm, machte hier drinnen ein Mann ihrem kurzen Leben ein Ende. Anfangs hatte sie versucht, sich zu wehren, aber alles war so schnell gegangen, und er war zu stark; und dann, als er sie gepackt hatte, hatte die Spritze zugestochen. Sekunden später spürte sie, wie in ihrem Kopf alles verschwamm und jegliche verbliebene Kraft davonströmte.*

*Hatte die Droge ihre Gedanken so ziellos abschweifen lassen? Oder lag es daran, dass ihr Verstand das Einzige war, das noch funktionierte, und es sonst nicht viel zu tun gab, wenn keine anderen Nerven oder Muskeln reagierten?*

*Muskeln reagierten. Genau in diesem Moment verspürte sie ein schwaches Kribbeln in der rechten Hand. Sie bewegte ein paar Finger und fühlte, wie auch die Hand antwortete. Offensichtlich hatte das Mittel nicht vollständig die Kontrolle übernommen, was ihr dank ihres medizinischen Wissens hätte klar sein sollen. Es dauerte länger, bis es die Extremitäten erreichte. Aber viel Zeit würde sie nicht haben, und würde sie den Arm genug bewegen können, um damit zuzuschlagen, selbst wenn sie die Lampe mit dem Eisenfuß auf ihrem Nachttisch erreichen konnte? Versuchsweise schob sie die Hand darauf zu, achtete sorgfältig darauf, nur ja nicht nach der Lampe zu schießen und ihn zu warnen. Doch seine Augen schienen völlig auf die ihren fixiert zu sein, während der Druck auf ihre Kehle immer stärker wurde. Sie streckte den Arm aus; nur noch zwei Zentimeter, und sie würde die Lampe zu fassen bekommen.*

Der Sturm kam aus dem Nichts.

DCI Mark Lapslie schaute zum Himmel hinauf, der sich mit schweren grauen Wolken zuzog, als der erste heftige Windstoß die Segel blähte und dann ebenso schnell die Richtung änderte. Das Großsegel schlug protestierend hin und her.

»Das sieht nicht gut aus. Könnte eklig werden.«

Seine Freundin Charlotte betrachtete die Segel und den Himmel dahinter. »Bist du sicher? Vielleicht ist es ja nur ein kurzer Schauer.«

»Vielleicht.« Lapslie studierte den Himmel noch gründlicher, versuchte abzuschätzen, in welche Richtung die unheilverkündende dunkle Wolkendecke zog. Sie schien sich mindestens acht oder neun Kilometer weit zu erstrecken und füllte hinter ihnen den ganzen sichtbaren Horizont über dem Solent aus. Und auch wenn das Zentrum des Unwetters sie um einen knappen Kilometer verfehlen könnte, der Wind, der an seinen Rändern dahinpeitschte, schien genauso heftig zu sein. Es kam ihm merkwürdig vor. Erst vor zwei Stunden hatten sie friedlich in der Osborne Bay geankert, ein paar Hundert Meter vor dem alten Privatstrand von Queen Victoria, und hatten Erdbeeren mit Schlagsahne gegessen und sie mit gekühltem Champagner hinuntergespült. Damit hatten sie zwar gegen ihre »Kein Alkohol vor dem Mittagessen«-Regel verstoßen, aber das war ja auch die Sorte Regel, über die man sich im Urlaub nun mal hinwegsetzte, auch wenn es nur ein langes Wochenende war. Angesichts seiner unberechenbaren Arbeitszeiten bei der Polizei und Charlottes Dienstplans als Ärztin sahen sie sich nicht so oft, wie sie es gern getan hätten, und ein gemeinsamer Ausflug an einem langen Wochenende war in der Tat ein seltener Glücksfall.

Das Wasser hatte sanft am Rumpf des Bootes geplätschert, einer acht Meter langen Mazury, die Lapslie seit zwei Jahren

sein Eigen nannte, und die Szene war so mediterran gewesen, wie es die Küsten Großbritanniens eben erlaubten. Charlotte hatte es genossen, hatte sich schnell ganz auf die Stimmung und die Kulisse eingelassen. Vielleicht fiel es ihr deshalb jetzt so schwer, mit der plötzlichen Veränderung der Umstände und des Ambientes zurechtzukommen, während er sich mit fast drei Jahren Segelerfahrung auf dem Buckel besser auf unverhoffte Wetterumschwünge einstellen konnte.

Ein Blitz zuckte aus den aufziehenden dunklen Wolken, Sekunden später gefolgt von Donnerrollen, und das Boot ruckte heftig nach Lee, als eine kräftige Bö das Großsegel traf. »Wir müssen die Segel einholen.« Lapslie musste fast brüllen, um den immer mehr auffrischenden Wind zu übertönen. »Ich brauche deine Hilfe. Wenn du den Großbaum nach Backbord verholst ...« Er brach ab, als ihm aufging, dass der einzige Seglerausdruck, den sie wahrscheinlich verstanden hatte, das Wort »Baum« war, weil sie sich vor dem hatte ducken müssen, wenn er übers Deck schwang. »Äh, wenn du den Baum nach links hältst – dann hole ich inzwischen das Segel ein.« Als es halb unten war, gab es einen unguten Moment, als eine neuerliche Bö das Segel voll erwischte und Charlotte fast die Großschot aus den Händen riss.

»Festhalten!«, überschrie Lapslie den Wind. Er wehte jetzt schon mit um die neunzig Stundenkilometer, mit Böen bis zu hundertzwanzig bis hundertdreißig. »Das Ding ist fast unten.«

Als er das Großsegel ganz heruntergekurbelt, zusammengelegt und beigezeit hatte, begann ein stetiger Regen zu fallen, aus dem binnen Sekunden eine wahre Sintflut wurde.

»Okay, jetzt die Fock. Keine Angst – das geht leichter. Diesmal ziehst du ganz nach rechts, und ich kurbele sie runter und rolle sie ein.«

Es dauerte nur ein paar Minuten, doch bis dahin hatte der Wind das Meer zu hohen Wellen aufgepeitscht, die sie hin und her schleuderten.

Lapslie wünschte, George wäre hier. Nicht weil Charlotte in Anbetracht ihrer begrenzten Segelerfahrung nicht gut zurechtkam, sondern vor allem, weil sie jetzt ziemlich verängstigt aussah. Ein solches Intermezzo während ihres romantischen Wochenendes hatte er nicht geplant. George, früher bei der Royal Navy und jetzt im Ruhestand, war Lapslies Teilzeit-Skipper, der die Mazury von ihrem Liegeplatz im Hafen von Clacton überführt hatte, damit sie mehr Zeit für ihren Törn rund um die Isle of Wight und entlang der Küste von Dorset hatten. George hatte nicht nur viel Erfahrung im Sturmsegeln, er hätte auch die richtigen Worte gefunden, um Charlottes Sorgenfalten zu vertreiben. Lapslie startete den Motor und wendete, sodass sie wieder in die Richtung fuhren, aus der sie gekommen waren. Das hieß jedoch, dass sie mitten in den Sturm hineinschipperten; es würde schlimmer werden, bevor es besser wurde. Die Wellen schienen den Bootsrumpf jedes Mal genau in der Mitte zu treffen, zu dem heftigen Schaukeln kam also noch ein wuchtiges Auf und Ab. Sie waren klatschnass, ebenso sehr von den Wellen, die über den Bug schäumten, wie von dem heftigen Regen. »Ich glaube, du solltest lieber unter Deck gehen«, rief er Charlotte zu. »Geh rein.«

»Was? Und dich hier draußen allein lassen, wo es richtig abgeht?« Sie versuchte ein listiges Lächeln, das nicht ganz überzeugend war. Dann zeigten zwei dicht aufeinanderfolgende Blitze, jetzt nur noch anderthalb Kilometer entfernt, die unterschwellige Angst in ihrem Gesicht.

»Ich komme schon klar. Hab schon Schlimmeres erlebt.« Hatte er aber nicht, und er war sich nicht sicher, ob er überzeugender gewesen war als sie.

Wenn sie es nur an der Landzunge von Ryde vorbeischaftern, danach sollte es ruhiger sein. Aber die fünf Seemeilen hätten bei dem Wetter genauso gut hundert sein können. Durch den strömenden Regen und die fliegende Gischt hindurch konnte er kaum noch die Küste erkennen.

*Es gelang ihr, mit der Lampe zuzuschlagen, aber nicht schnell und nicht fest genug. Und als der Angreifer aus dem Augenwinkel ihre Absicht erkannte, bog er sich von der Lampe weg. Fast wirkungslos streifte sie seine Schulter, und der Druck auf ihre Kehle verdreifachte sich.*

*Sie versuchte, noch einmal auszuholen, doch plötzlich hatte sie überhaupt keine Kraft mehr; ihre Gefühle schienen davonzuströmen wie schmutziges Badewasser aus einer Wanne.*

*Träge fragte sie sich, wieso sie ausgewählt worden war, warum es nicht jemand anderes gewesen war. Jemand in einem anderen Wohnblock, auf einer anderen Etage. Es erschien ihr so ungerecht: Sie hatte in ihrem ganzen Leben doch noch nie jemandem etwas zuleide getan. Sie war Krankenschwester, und dazu gehörte es doch, anderen Menschen zu helfen. Soweit sie wusste, hatte sie nicht einen Feind auf der ganzen Welt.*

*Das Zweite, das ihr durch den Kopf schoss, war, dass sie ihren Mörder zu erkennen glaubte. Tatsächlich war sie sich sogar sicher, dass sie ihn kannte, und von allen Menschen in ihrem Leben war er der Letzte, den sie jemals für eine Bedrohung oder eine Gefahr gehalten hätte. Doch hier war er jetzt: ihre Nemesis. Sie war schon immer so schlecht darin gewesen, den Charakter anderer Menschen einzuschätzen.*

*Das waren ihre letzten Gedanken. Gleich darauf stürzte alles, was sie sehen, riechen, hören und fühlen konnte, einfach in sich zusammen und verschwand in Finsternis.*

Im Traum kämpfte Lapslie weiter gegen den Sturm an und war sich daher nicht sicher, ob sie es tatsächlich geschafft hatten, oder ob der Sturm gewonnen hatte und er gerade seine ganz eigene Version der letzten Betrachtungen eines Ertrinkenden durchlebte.

Das alles lag nur daran, dass er seit Kurzem so besessen vom Segeln war. Angefangen hatte es ganz simpel, als er mit einem Freund einen Tag auf die Nordsee hinausgefahren war, und das Komische daran war, dass er sich eigentlich gar nicht sicher gewesen war, was er von dieser Idee hielt. Der Gedanke, stundenlang unter grauen Wolken auf grauem Wasser zu schaukeln, sagte ihm eigentlich nicht besonders zu. Schließlich hatte er sich widerstrebend überreden lassen, und es hatte ihm solchen Spaß gemacht, dass er in einer Segelschule in Clacton-on-Sea den Segelschein gemacht hatte.

Danach hatte er sich seine Mazury gekauft. Fiberglasrumpf, wunderschöne Linien, Teakdeck, vier Kojen, und ein Vermögen hatte sie auch nicht gekostet. Sie hatte sogar einen Außenbordmotor, sechs PS. Nicht dass er den oft benutzte; er fürchtete sich viel zu sehr davor, welche Wirkung das unverwechselfbare Motorengeräusch auf seine Synästhesie haben würde, die Geräusche in Geruchs- und Geschmacksempfindungen umwandelte. Außerdem brauchte er ihn auch kaum; das Boot war traumhaft zu segeln. Wenn er draußen auf dem Wasser war, schienen all seine Sorgen davonzutreiben; sie schienen ans Land gefesselt zu sein, ihm nicht übers Wasser folgen zu können. Wenn er zum Horizont zurückblickte, wusste er, dass ihn nichts mehr behelligen konnte.

Es war merkwürdig: Keines der zahlreichen eigenartigen Geräusche, die ihn umgaben, wenn er draußen auf See war, schienen sich irgendwie auf seine Synästhesie auszuwirken. Das Plätschern des Wassers am Rumpf, der Wind in den Se-

geln, die Flaggen und Wimpel, die flatterten, bis die Fallen klapperten. Selbst das Kreischen der neugierigen, ewig hungrigen Möwen, die seinem Boot gelegentlich folgten, schien sich nicht in irgendwelche Geschmacksempfindungen zu verwandeln wie Verkehrslärm, Gespräche und all die anderen Geräusche an Land. Nichts, keinerlei wahrnehmbare Auswirkungen. Auf dem Wasser war er frei; es stand ihm frei, zu denken, Berechnungen anzustellen, zum ersten Mal seit vielen Jahren er selbst zu sein.

Vielleicht hatte das ja etwas mit dem Medikament zu tun, das er einnahm – Thorazitol. Zuerst hatten die Tabletten die Synästhesie fast vollständig unterdrückt, dann jedoch hatten sich allmählich Nebenwirkungen eingestellt – Halluzinationen und seltsame, unzusammenhängende Gedanken –, und daher hatte er auf den Rat seines Arztes hin die Dosis reduziert, bis die Nebenwirkungen verschwanden. Dadurch hatte er es noch immer mit einem Rest Synästhesie zu tun, aber nicht in der Größenordnung wie in den letzten paar Jahren.

Lapslie hatte sich aus schierer Notwendigkeit ans Alleinsein gewöhnt. Zuerst war es ihm verhasst gewesen, doch als aus Monaten Jahre geworden waren, hatte er allmählich Gefallen daran gefunden, und jetzt verlangte es ihn sogar danach. Allein zu sein, umgeben von Wasser, mit ruhigem, ungetrübtem Verstand, war der Gipfel all dessen, wonach er auf der Suche gewesen war. Eine Art natürlicher Heilungsprozess.

*Allein.* Während er darüber nachsann, wie das Segeln anfangs dazu gedient hatte, seine persönlichen Leiden zu heilen, er tappte er sich dabei, wie er sich selbst dafür kasteite, dass er Charlotte mitgenommen und sie diesem Albtraum ausgesetzt hatte. Was hatte er sich dabei gedacht? Oder war sein Verlangen nach einem gemeinsamen Wochenendausflug größer gewesen als seine Sehnsucht nach dem stillen, persönlichen

Freiraum beim Segeln, hatte ein egoistischer Impuls über den anderen gesiegt?

Das Vibrieren seines Handys brach in Lapslies Schlaf ein, schreckte ihn auf und ließ eine Woge aus bitterem Kaffee über seine Geschmacksknospen fluten. Nur langsam kam er zu sich, zog sich einen Moment lang die Bettdecke über den Kopf. Das Handy vibrierte beharrlich weiter, bis er endlich danach griff.

»Lapslie.« Während er sich mit heiserer, noch völlig verschlafener Stimme meldete, schaute er auf die Uhr: zwanzig vor sechs. Abends. Zwei Stunden Schlaf, seit Charlotte an Land gegangen war. Der Sturm hatte sich schon vor Stunden gelegt und war jetzt nicht mehr als ein sanftes Klatschen am Rumpf im Hafen von Cowes. Charlotte war mit einem Taxi zum Hotel gefahren, während Lapslie beschlossen hatte, an Bord zu bleiben und auf George zu warten.

Zum Glück war George über Nacht in Portsmouth geblieben, um sich mit ein paar alten Kumpels zu treffen, und würde das Boot auf Schäden untersuchen, bevor er es nach Clacton zurücksegelte. Und nachdem er das alles arrangiert hatte, hatten ihn schließlich die Anstrengung des Kampfes gegen den Sturm und der Alkohol von vor dem Mittagessen eingeholt, und er war tief und fest eingeschlafen. Er schaute durch das Bullauge zum Kai hinüber. George müsste bald hier sein. Lapslie erkannte die Stimme am anderen Ende der Leitung sofort. Obgleich ihr Geschmack sich im Laufe der Jahre verändert hatte, lag doch immer ein Hauch von Zitrusfrüchten darin. Von allen Stimmen, die er über die Jahre geschmeckt hatte, war diese die einzige mit diesem Aroma. Es war Emma Bradbury.

»Tut mir leid, dass ich Sie störe, Sir ...«

Lapslie fiel ihr ins Wort. »Aber nicht genug, um es bleiben zu lassen? Sie wissen doch, dass ich keine Rufbereitschaft habe und dass ich dieses Wochenende verreist bin.«

Bradbury nahm dies mit einem Seufzer zur Kenntnis. »Nein, Sir, das ist mir klar, aber Chief Superintendent Rouse lässt schön grüßen und sagt, er hätte Sie bei dieser Geschichte gern dabei.«

Jetzt um einiges wacher, setzte Lapslie sich auf. »Und um was genau geht es ›bei dieser Geschichte?«

»Möglicherweise um einen Mord, Sir.«

Lapslie war nicht beeindruckt. »›Möglicherweise? Ich sage Ihnen mal was, rufen Sie wieder an, wenn es definitiv einer ist. Und wo zum Teufel steckt Chalky White? Der hat doch Rufbereitschaft.«

»Hat bereits mit einer Messerstecherei gut zu tun, fürchte ich.«

»Auch ›möglicherweise?«

»Nein, Sir.« Erdbeere mischte sich in den Zitrusgeschmack ihrer Stimme – ein Zeichen der Gereiztheit. »Das Opfer ist tot, es *ist* Mord, und es wurde bereits jemand festgenommen.«

»Na, dann hat er's ja leicht. Ist das sein erster Mord dieses Jahr?«

Bradbury antwortete nicht; sie wollte sich nicht in Büropolitik oder irgendeine Rivalitäten hineinziehen lassen. Lapslie konnte es ihr nicht verdenken. »Okay«, bemühte er sich um einen versöhnlicheren Ton, »wo denn?«

»Ein paar Kilometer vom Abberton Reservoir entfernt.«

»Und wo ist das üblicherweise?«

»Das nächste Dorf heißt ... Sekunde ...« Sie hielt einen Moment lang inne und erkundigte sich bei jemandem, der sich außer Hörweite des Handymikrofons befand. »Das nächste Dorf hat den ziemlich unwahrscheinlichen Namen Layer de la Haye. Ich simse Ihnen die Postleitzahl.«

»Okay. Aber ich bin auf der Isle of Wight, ich brauche also ein paar Stunden. So lange müssen Sie durchhalten.«

»Verstehe. Ich hole mir einen Tee und lasse einen Constable hier, um den Tatort zu sichern.«

Lapslie beendete das Gespräch. Tja, das war das Ende seiner Wochenendpläne – obwohl es mit dem Segeln ja ohnehin fürs Erste vorbei war. Es waren Zeiten wie diese, in denen er ernsthaft daran dachte, zu kündigen oder sich auf Dauer krankheitsbedingt beurlauben zu lassen. Großer Gott, wenn *er* sich nicht krankschreiben lassen durfte, dann doch wohl bestimmt überhaupt niemand. Das Problem war nur, er würde wirklich lieber wegen irgendeiner im Dienst erlittenen Verletzung ausscheiden als wegen eines persönlichen Leidens. Dann würde er mehr Geld bekommen. Mit einer Frühpensionierung und einer ordentlichen Einmalzahlung konnte er sein Boot aufpeppen und sich einfach in den Sonnenuntergang verpissen.

Energisch holte Lapslie sich selbst in die Realität zurück. Das war eine blöde Idee, und sei es nur wegen der Tatsache, dass er noch ein bisschen mehr Segelerfahrung brauchte – das hatte der Sturm ihm eindeutig klargemacht. Nein, es würde noch mindestens ein Jahr dauern, bis er imstande war, seinen Traum zu verwirklichen. Bis dahin würde er Wasser treten müssen.

Mit einem halben Lächeln über seinen eigenen innerlichen Scherz schaute er auf, als es am Bullauge klopfte, und blickte in Georges strahlendes Gesicht auf der anderen Seite.

Die Fahrt dauerte knapp drei Stunden, und Lapslies Sinne waren von der rasanten Fahrt ohne Pause eher geschärft als abgestumpft. Er wusste, dass die Erschöpfung ihn später einholen und dass er heute Nacht zweifellos sofort einschlafen würde.

Ein vertrauter Anblick erwartete ihn am Tatort. Grellweißes Scheinwerfer- und blaues Blinklicht verliehen der Umgebung ein surreales Aussehen. Es sah mehr aus wie eine Straße in Las Vegas als wie der Schauplatz eines britischen Mordes. Spuren-

sicherungsbeamte in weißen Schutzanzügen liefen voller Energie vorbei, während Zivilpolizisten in schlecht sitzenden Anzügen auf der Suche nach ihrem nächsten Becher Kaffee anscheinend ziellos umherwanderten und dabei den Eindruck zu erwecken suchten, sie seien interessiert und nützlich.

Langsam fuhr Lapslie bis zum Checkpoint vor. Er zeigte dem blassen jungen Streifenpolizisten am Tor seinen Dienstaussweis. Der Junge war hier und führte Buch, weil niemand wusste, was man sonst mit ihm machen sollte.

Die meisten Polizisten kannten Lapslie zumindest vom Ruf her, dieser junge Proband jedoch offensichtlich nicht. »Würden Sie mir Ihren Namen sagen, Sir, fürs Logbuch?«

Lapslie starrte ihn an. »Chief Inspector Lapslie«, sagte er nach einer bedeutungsvollen Pause.

Zumindest sein Name schien etwas auszulösen. »Oh, natürlich, Sir, ja, fahren Sie bitte durch.«

Der Junge trat zurück und salutierte. Es war seit langer Zeit das erste Mal, dass jemand vor Lapslie salutiert hatte, und er stellte fest, dass es ihm durchaus gefiel. Er nickte und fuhr durch die Absperrung. Ein hoher Dienstgrad, dachte er bei sich, verschaffte einem doch ein paar Privilegien, zum Beispiel nicht anhalten und sich von einem rotznäsigen Polizeianwärter ausfragen lassen zu müssen, der mitten in der Pampa an einem Checkpoint Wache stand. Wie dem auch sei, der Junge bemühte sich wohl einfach nur, seine Arbeit ordentlich zu machen.

Er parkte bei dem Schild mit der Aufschrift »Leitender Ermittlungsbeamter« – ein weiterer Bonus, der ihm zuteilwurde und den er durchaus zu schätzen wusste. Wo immer er heutzutage auftauchte, stets war ein Parkplatz für ihn da. Diesmal war er beeindruckt, wie schnell das Schild aufgestellt worden war. Wahrscheinlich verdankte er das Bradbury.

Als er ausstieg und sich umschaute, hatte er ganz plötzlich das Gefühl, die Leute würden sich alle von ihm wegbewegen und wollten ihm nicht zu nahe kommen. Es war, als wäre er mit irgendeiner ekelhaften und sehr ansteckenden Krankheit infiziert. Gewissermaßen stimmte das wohl auch, nur war sie nicht ansteckend. Es hatte mal eine Zeit gegeben, als nur er und Rouse von der Synästhesie gewusst hatten, jetzt jedoch war sie allgemein bekannt. Wie dem auch sei, es war schön, seine Detectives ein Ziel verfolgen zu sehen, auch wenn dieses Ziel lediglich darin bestand, ihm aus dem Weg zu gehen.

Eine Gestalt tauchte aus einer dunklen Ecke der Wiese auf. Wegen des grellen Lichts eines der starken Scheinwerfer, vor dem er dummerweise stand, erkannte Lapslie sie zunächst nicht.

»Bradbury?«

»Sir.«

»Wie geht's Ihnen?«

»Ich bin müde. Ich hatte heute auch frei. Sie haben mich, etwa eine Stunde bevor ich Sie angerufen habe, hierher zitiert.«

Lapslie sah sie einen Moment lang an. »Rouse hält Sie eindeutig für wichtiger als mich. Muss ich mich vorsehen?«

Bradbury starrte ihn an und wusste nicht recht, ob er scherzte oder nicht. »Die haben mich immer gern vor Ihnen hier, Sir, damit ich Ihren Parkplatz klarmachen kann.«

»Und alle anweisen können, auf Distanz zu mir zu gehen, wenn ich aussteige?«, fiel Lapslie ihr ins Wort.

Bradbury zögerte. »Weniger Menschen machen weniger Krach. Ich weiß doch, wie Sie auf Lärm reagieren.«

Lapslie lächelte sie an. »Ja, das stimmt. Das heißt aber nicht, dass ich es gut finden muss. Dabei komme ich mir vor wie ein Aussätziger.«

Bradbury blieb stumm. Eigentlich gab es ja auch nichts, was sie hätte sagen können. »Also«, fuhr Lapslie fort, »was haben wir hier?«

»Einen Toten. Ist dem Geruch nach schon eine Weile tot. Sieht aus wie ein Landstreicher, und wahrscheinlich war's eine natürliche Todesursache.«

Da war wieder dieses Wort: *wahrscheinlich*. Er hasste es. Entweder es war Mord oder es war keiner, und wenn es keiner war, sollte er nicht hier sein. Dieser blasse Bengel vorn am Tor sollte sich damit befassen.

»Der Polizeiarzt untersucht gerade die sterblichen Überreste«, meinte Bradbury.

»Tatsächlich? Na, vielleicht wird ja aus *möglicherweise* ein *definitiv*. Schauen wir doch mal, was er zu sagen hat.«

»Da gibt es noch ein paar andere Dinge, die Sie wissen müssen«, unterbrach Bradbury. »Ich ...«

Lapslie schnitt ihr das Wort ab. »Gehen wir uns erst mal die Leiche ansehen. Danach können Sie mir den Rest erzählen. Also, wohin?«

Bradbury deutete auf einen großen Bunker am Rand der Wiese. »Sie ist da drüben, Sir.«

Lapslie schaute zu einem großen, ovalen Gebilde hinüber, das mit Gras bewachsen aus dem Boden ragte. Natürlichen Ursprungs oder ein künstlicher Hügel? »Brauche ich einen Schutzanzug?«

Bradbury schüttelte den Kopf. »Ich habe mit dem Leiter der Spurensicherung gesprochen, und der hält Anzüge anscheinend nicht für nötig – erst mal nur Überschuhe.«

Lapslie nickte. »Na ja, das ist seine Entscheidung. Gehen Sie vor.« Er folgte seinem Sergeant einen ausgetretenen Weg entlang zur Vorderseite des Hügels, wo eine große Eisentür in eine senkrechte Erdfläche eingelassen war. Es war also wirk-

lich ein Bunker, und zwar ein großer. Vor der Tür wandte er sich an Bradbury. »Was ist das hier?«

Bradbury sah zu ihm auf. »Ein alter Atombombenschutz-bunker aus dem Kalten Krieg. Wurde in den Fünfzigern für Politiker und Würdenträger hier aus der Gegend gebaut, damit sie in Sicherheit sind und das Land weiter führen können, falls die Russen jemals mit der Atombombe ankommen.«

»Politiker und Würdenträger hier aus der Gegend? Super – die zetteln den verdammten Krieg an und sorgen dann dafür, dass sie ein sicheres Plätzchen haben, wo sie sich verstecken können, wenn's losgeht. Wie demokratisch.«

Jetzt, wo er dicht davor stand, war Lapslie beeindruckt von der Größe des Bunkers und von den riesigen Eisentüren, mit denen er gesichert war. »Wie seid ihr denn da reingekommen?«

»Mit einem Schlosser, Sir«, antwortete Bradbury rasch. »Hat anscheinend über eine Stunde gebraucht – sie haben schon in Betracht gezogen, die Tür wegzusprenge.«

Lapslie betrachtete das riesige Schloss, das noch immer in einer der Metallösen hing. »Woraus sich ja wohl die Frage ergibt: Wenn wir uns schwergetan haben, da reinzukommen, wie zum Teufel hat es dann der Landstreicher geschafft?«

Bradbury nickte. »Ja, Sir, das war eine von den Fragen, die wir uns auch ...«

Wieder fiel Lapslie ihr ins Wort. »Wer hat die Leiche gefunden?«

»Ein Mann, der mit seinem Hund spazieren gegangen ist. Na ja, eigentlich hat er sie gerochen. Der Hund hat an der Tür gekratzt, und als der Besitzer kam, um ihn da wegzuholen, hat er den Leichnam gerochen.«

Lapslie sah sie an. »Durch diese Türen? Sind die nicht dafür gedacht, Strahlung abzuhalten? Wie zur Hölle ist da Geruch

nach draußen gedrungen, selbst wenn's so etwas Ekliges ist wie ein verwesender Leichnam?»

»Der Bunker ist nicht gewartet worden, Sir. Die Türdichtungen haben sich entweder aufgelöst oder sind abgefallen.«

»Gut angelegte Steuergelder.« Lapslie hielt inne und dachte nach. »Woher hat er gewusst, dass es eine Leiche war, die er da riecht?«

»Er war früher Soldat. Hatte das schon ein paar Mal gerochen.«

Lapslie nickte. Vergesst schnellere Streifenwagen oder leistungsfähigere Computer: Was die Polizei brauchte, waren Leute, die ihre Hunde ausführten. Was die an Verbrechen entdeckten, war unfassbar.

Ehe sie weitergingen, machten sie neben der weiß verhüllten Gestalt von Jim Thomson halt, dem Leiter der Spurensicherung, der für den Tatort zuständig war. Er schaute zu Lapslie hinüber.

»Wenn Sie so freundlich wären, ein Paar von den Dingen hier überzuziehen, Chief Inspector.«

Benzin. Lapslie leckte sich die Lippen, um ganz sicher zu sein. Ja, Thomsons Stimme schmeckte eindeutig nach Benzin. Er drehte sich zu dem Mann um und versuchte dabei, sich den Geschmack mit dem Handrücken von den Lippen zu wischen. Dann nahm er ein paar durchsichtige Überschuhe von ihm entgegen und streifte sie über seine Timberland-Boots. Noch einmal sah er Thomson an und überlegte, wieso dessen Stimme ausgerechnet nach Benzin schmeckte. Ordnete sein Gehirn Geräuschen einfach irgendwelche x-beliebigen Geschmacksempfindungen zu, oder steckte da eine tiefere Logik dahinter?

Er holte sich in die Realität zurück. »Danke. Sind Sie sicher, dass wir keine Anzüge brauchen?«

Thomson schüttelte den Kopf. »Ja. Jedenfalls im Moment nicht. Die Überschuhe reichen.«

Lapslie nickte, ehe er sich umwandte, um Bradbury in den Bunker zu folgen.

Das Innere war schlichter gehalten, als er gedacht hatte. Keinerlei Hightech, sondern allem Anschein nach nur Betonmauern, Betonfußboden und haufenweise Plunder, das meiste davon kaputt. Der Gestank des verwesenden Leichnams jedoch war stark und schien den ganzen Raum mit einem dicken, unsichtbaren Dunst zu erfüllen, der sich weigerte, zu verfliegen, obwohl die großen eisernen Schutztüren offen gelassen worden waren. Lapslie hatte sich nie wirklich an diesen Geruch gewöhnt, obgleich er in einer Welt der Geschmacks- und Geruchsempfindungen lebte. Das sofortige Bedürfnis, sich zu übergeben, verging rasch, und er überlegte, warum kein Geräusch, das er jemals gehört hatte, den Geruch von faulendem Menschenfleisch auslöste.

Er sah sich um. »Ganz schön spartanisch, nicht wahr?«

Bradbury nickte. »Das ist nur das oberste Stockwerk. Es geht noch mehrere Etagen runter. Da gibt es Schlafzimmer, Küchen, Kommando- und Überwachungszentralen, sogar Funkräume. Anscheinend könnten hier unten fünfhundert Personen fünf Jahre lang wohnen.«

»Solange sie nichts gegen Dosenfleisch haben. Wusste gar nicht, dass es hier in der Gegend so viele wichtige Leute gibt.«

»Mit ihren Familien.«

Lapslie lächelte. »Natürlich. Jetzt verstehe ich.«

Er sah, dass in regelmäßigen Abständen Scheinwerfer aufgestellt worden waren; Kabel zogen sich zwischen ihnen dahin. Als sie das hintere Ende des Raumes erreichten, sah Lapslie eine vertraute Gestalt eine Arzttasche packen und von etwas wegtreten, das aussah wie ein Haufen Lumpen, das aber, wie

Lapslie wusste, ein Leichnam war. Es war merkwürdig, dachte er, was für sonderbare Umriss, Formen und Erscheinungsbilder Menschen nach dem Tod annahm. So viele sahen aus wie Schaufensterpuppen: weiß und steif; alles Leben war aus ihnen entwichen. Andere starben mit weit aufgerissenen Mund, ein letzter, verzweifelter Aufschrei über das grausame Los, das ihnen das Schicksal zugewiesen hatte. So wenige glitten sanft und friedlich in das Jenseits hinüber, überlegte er. Meistens wüteten sie gegen das Erlöschen des Lichts.

Jeff Whitefoot war als Polizeiarzt für Essex zuständig, und das schon seit Jahren. Er pflegte sich die Arbeit mit der Gerichtsmedizinerin Jane Catherall zu teilen, und für gewöhnlich begegnete Lapslie an Ermittlungsschauplätzen wie diesem einem von beiden. Er hatte Whitefoot immer geschätzt, weil dieser sich von niemandem beeinflussen ließ; das war selbst in den ungunstigen alten Zeiten so gewesen, als Polizeiarzte und forensische Ermittler ein wenig zu engen Umgang miteinander hatten, was oft dazu führte, dass Beweise manipuliert wurden, um zu den Gegebenheiten zu passen. So viele Unschuldige waren verurteilt worden, viele davon zu lebenslänglichen Haftstrafen, weil die verschiedenen Leute, die die Verbrechen untersuchten, einander kannten, miteinander tranken oder leicht mit ein wenig Druck oder durch Manipulation dazu gebracht werden konnten, zu sagen, was notwendig war. Whitefoot hatte stets über alledem gestanden. Hatte sich herausgehalten. War nie bei gesellschaftlichen Anlässen dabei gewesen, und ein Ermittler, der versuchte, ihn einzuschüchtern, müsste ein sehr mutiger Mann sein.

Als er auf sie zukam, streckte Lapslie ihm die Hand entgegen. Whitefoot streifte seine weißen Latexhandschuhe ab und schüttelte Lapslie herzlich die Hand.

»Jeff. Schön, Sie zu sehen. Ist schon eine Weile her.«

»Chief Inspector. Mehr als eine Weile.« Er sah Lapslie in die Augen. »Alles okay? Ich habe gehört, Sie waren krank.«

Seine Stimme schmeckte nach Bitterschokolade, mit noch einem Hauch von etwas anderem, das Lapslie nicht recht identifizieren konnte. Lavendel vielleicht? Whitefoot war immer sehr förmlich, sprach andere Polizisten nie mit Vor- oder Nachnamen an. Er hielt Privat- und Berufsleben streng getrennt und machte keinerlei Kompromisse.

»Ist unter Kontrolle«, erwiderte Lapslie knapp. Das Letzte, was er wollte, war, von einem Mediziner ins forensische Kreuzverhör genommen zu werden, was seine Symptome betraf. Nun ja, jedenfalls nicht von diesem Mediziner. »Und was ist mit Ihnen?«, fragte er rasch. »Ich habe gehört, Sie arbeiten jetzt Teilzeit?«

Whitefoot zuckte die Achseln. »Ich arbeite zweieinhalb Tage die Woche. Ich habe nicht mehr die Ausdauer, um mit den Jungen mitzuhalten, aber ich bin immer noch gern dabei. Möchte dranbleiben, wenn Sie verstehen, was ich meine. Und es gab da auch ... familiäre Probleme.«

Lapslie nickte. »Also, was haben wir hier? Ist er ermordet worden?«

Whitefoot schüttelte den Kopf. »Das bezweifle ich. Sieht nach natürlicher Todesursache aus – also, so natürlich, wie es bei einem Obdachlosen eben sein kann, der eindeutig zu viel getrunken hat, und das schon seit Jahren. Genau werden wir's erst nach der Obduktion wissen, aber es gibt keinerlei Anzeichen von Gewalt, keine Einschusswunden, kein Messer im Rücken, keine Schädelfrakturen, nichts dergleichen.«

Lapslie sah Bradbury von der Seite an. Sie wusste, was er dachte, und schaute auf ihre Füße hinunter.

»Okay, also, danke, dass Sie gekommen sind.«

Whitefoot nickte. »Ich dachte, Inspector White hätte Rufbereitschaft?«

»Hat er auch; muss sich mit einer Messerstecherei herum-schlagen.«

»Tatsächlich? Das erklärt dann wohl auch, wieso ich hier bin. Dr. Catherall ist vermutlich bei dem Erstochenen.«

»Wir haben eben alle unser Kreuz zu tragen, Jeff. Schicken Sie mir Ihren Bericht, so schnell es geht.«

Whitefoot sah ein wenig gekränkt aus. »Er liegt gleich morgen früh auf Ihrem Schreibtisch, so, wie es immer war und immer sein wird.«

Lapslie dankte ihm mit einem Kopfnicken, ehe er an ihm vorbeiging, dorthin, wo die Leiche lag. Er schaute auf den Lumpenhaufen hinunter, der einst ein menschliches Wesen gewesen war. Oft fragte er sich, wie und warum Menschen so endeten, was in ihrer Persönlichkeit das zugelassen hatte. Andererseits hatten sie vielleicht auch einfach nur Pech gehabt. Er dachte an seinen ersten Sergeant, Fred Gimber. Gimber war sein Sergeant gewesen, als Lapslie noch Polizeianwärter gewesen war. Im Zweiten Weltkrieg war Gimber Sergeant bei den Royal Marine Commandos gewesen. Beinhart, ein Mann, mit dem man sich nicht leichtfertig anlegte. Sämtliche Ganoven der Gegend hatten eine Heidenangst vor ihm. Und doch gab es da diesen alten Obdachlosen, um den er sich kümmerte, als wären sie miteinander verwandt. Lapslie war einmal an Weihnachten dabei gewesen, als Gimber den Mann gesucht hatte, nur um ihm eine Flasche Whiskey sowie hundert Zigaretten zu überreichen, ehe er ihn zu einer Unterkunft fuhr, um sicher zu sein, dass er ein ordentliches Weihnachtessen bekam. Später hatte Lapslie herausgefunden, dass der Alte zusammen mit Gimber im Krieg gedient hatte und für Tapferkeit ausgezeichnet worden war. Nach dem Krieg war er in der Army geblieben, war aber ein paar Jahre später wegen eines Magengeschwürs hinausgeschmissen worden. Ohne die

klare Struktur der Army war er schnell aus den Fugen geraten. Er starb ein paar Jahre später, und Gimber hatte seine Beerdigung bezahlt. So war der Mann eben. Kleine Gesten. Wenn jeder Verantwortung für das übernehmen würde, was für ihn in Reichweite war, wäre die Welt ein besserer Ort.

Wenn man ein wenig an dem Leichnam vor ihm kratzen würde, vermutete Lapslie, gab es da vielleicht eine ganz ähnliche Geschichte. Um den Toten herum war ein Sammelsurium aus Lebensmittelverpackungen verstreut, außerdem alte Zeitungen, leere und zerbrochene Flaschen und ein zerschlissener Rucksack mit aufgerissenen Nähten. Lapslie sah Jim Thomson an, der ihm gefolgt war. »Also, was wissen wir über dieses arme alte Schwein?« Thomson schüttelte den Kopf. »Nicht viel. Wir haben nur die hier.«

Damit reichte er Lapslie etliche Schwarz-Weiß-Fotos, auf denen ein Mann mit einer hübschen Frau und zwei kleinen Kindern zu sehen war. Es war unmöglich, zu sagen, ob der Mann, der vor seinen Füßen verweste, derselbe war wie auf den Fotos. Er wandte sich an Bradbury und reichte ihr die Bilder. »Versuchen Sie rauszufinden, wer er war. Natürliche Todesursache oder nicht, ich wüsste es gern.«

Bradbury ließ die Fotos in eine Beweismitteltüte fallen, die Thomson ihr reichte.

»Ich frage mich ja immer noch, wie zum Teufel der hier reingekommen ist«, brummte Lapslie.

»Wir arbeiten daran, Sir.«

»Er könnte wohl nicht aus irgendeinem bizarren Grund einen Schlüssel gehabt haben? Vielleicht war er hier ja mal Gemeinderat.«

Bradbury zuckte die Schultern. »Keine Ahnung, Sir.«

»Nun, wenn wir in Erfahrung bringen, wer er ist, dann haben wir vielleicht eher eine Chance rauszufinden, wie er hier rein-

gekommen ist und was er hier gemacht hat, außer sich warm zu halten und zu saufen.«

Bradbury nickte. Verlegen blickte sie weg. »Da ist noch etwas, das ich Ihnen gern zeigen würde, Sir.«

»Hat es etwas mit der Leiche zu tun?«

Bradbury schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht, Sir – aber merkwürdig ist es gelinde gesagt schon.« Sie trat von der Leiche weg, und Lapslie folgte ihr zu einer kleinen Kammer gleich neben dem Hauptraum. Sie drehte sich zu ihm um.

»Dieser Raum war abgeschlossen, Sir ...«

»Daran ist doch nichts Merkwürdiges, Emma.«

»Nein, Sir, aber an der Tür war ein modernes Schloss. Unser Schlosser hat länger dafür gebraucht als für die Außentür. Irgendjemand hat diesen Raum regelmäßig benutzt.«

Lapslie nickte. »Okay. Gehen Sie vor.«

Beim Eintreten sah Lapslie sich in der Betonkammer um. Sie sah aus, als wäre sie möglicherweise als Lagerraum genutzt worden. Leere Metallregale säumten die Wände. Am hinteren Ende war auf einem der Regale das aufgereiht, was Bradbury ihm zeigen wollte. Lapslie trat näher und starrte verdutzt.

Das ganze Regal entlang standen dort aufrecht zwölf kleine hölzerne Säрге, tadellos geformt und ungefähr dreißig Zentimeter hoch. Neun waren geschlossen und drei offen. In den offenen Särgen standen allem Anschein nach Puppen.

Lapslie trat näher, sah genauer hin. Die drei Puppen, die er sehen konnte, waren sehr sonderbar gekleidet. Die erste trug ein wunderschönes Hochzeitskleid aus Spitze. Die zweite war als Soldat verkleidet; auf der Schulter war sorgfältig eine kleine Krone aufgesteckt, die den Rang eines Majors anzeigte. Die dritte und letzte Puppe war gekleidet wie ein altmodischer Lehrer, im schwarzen Talar und mit einem Doktorhut auf dem Kopf. Dem Glanz ihrer Haut nach zu urteilen, schie-

nen die Puppen aus Wachs oder etwas Ähnlichem zu sein. Aus was für einem Material auch immer, sie waren hervorragend gemacht.

»*Es wird Zeit sein, zu morden und zu erschaffen*«, sagte Lapslie halblaut vor sich hin.

Er streifte Latexhandschuhe über, nahm die als Braut verkleidete Puppe zur Hand und betrachtete sie einen Moment lang eingehend, strich mit dem Daumen über die Spitze und den Stoff, aus dem das Kleid war. Es war schön geschneidert, und das Material war von guter Qualität. Er stellte die Braut zurück und nahm erst den Soldaten und dann den Lehrer in Augenschein. Als er sich vorbeugte und einen der geschlossenen Särge öffnete, kam darin eine weitere Puppe zum Vorschein; diese war angezogen wie eine Art Mechaniker. Sie trug einen fleckigen blauen Overall und hielt etwas in der Hand, das wie ein winziger Schraubenschlüssel aussah. Der Unterschied zwischen ihr und den Puppen in den offenen Särgen war, dass diese hier ganz zerdrückt, verdreht und entstellt war.

Lapslie sah zu, wie Bradbury sämtliche Särge öffnete. In jedem war eine andere Puppe, jede anders angezogen. Ein Feuerwehrmann, eine Krankenschwester und sieben andere. Der Hals des Feuerwehrmanns war zerquetscht worden; sein Kopf hing schlaff auf die Schultern herab. Jede der anderen Puppen war auf irgendeine Art stark beschädigt worden. Alle auf verschiedene Weise, lädiert jedoch waren sie alle.

Zahllose Fragen schossen Lapslie durch den Kopf. Warum befanden sich manche Puppen in geschlossenen Särgen und andere nicht? Warum waren die in den geschlossenen Särgen beschädigt und die in den offenen vollkommen unversehrt? Was bedeuteten die Kostüme? Warum waren die Puppen hier aufgestellt worden, und hatte der tote Landstreicher irgendetwas damit zu tun? Waren das einfach nur Puppen, die irgend-

jemand für einen Horrorfilm angefertigt hatte, oder war da noch etwas viel Bedrohlicheres dran? Und was bedeutete die Zahl Zwölf? Zwölf Apostel, zwölf zornige Männer, zwölf Weihnachtstage?

Er roch Lavendelgeruch und fragte sich, welche von den Puppen wohl diese Geruchsempfindung in seinem Kopf auslöste: der Feuerwehrmann, die Braut, die Krankenschwester? Oder kam der Geruch lediglich aus dem Stoff, aus dem die Kleider bestanden; hatte jemand ihn mit Lavendel behandelt, um die Motten fernzuhalten?

Er wandte sich an Bradbury. »Über die Puppen wissen wir wohl nichts, oder?«

Bradbury schüttelte den Kopf. »Nein, Sir, gar nichts. Ich wollte sie gerade von den Kollegen von der Spurensicherung eintüten lassen.«

»Nein, tun Sie das nicht. Also, jedenfalls erst einmal nicht. Wissen die Medien schon davon?«

Wieder schüttelte Bradbury den Kopf. »Nein, Sir, noch nicht. Scheint nicht sehr sinnvoll, ihnen jetzt davon zu erzählen. ›Alkoholkranker Landstreicher tot aufgefunden‹ gibt wohl keine allzu tolle Story ab.«

Lapslie sah sie einen Augenblick lang an. »Jeder hat eine Story, Emma – auch alkoholranke Landstreicher.« Bevor sie etwas erwidern konnte, wechselte er das Thema. »Packen wir die Leiche für den Abtransport ein und machen hier Feierabend.«

»Bevor wir sicher sind, was die Todesursache war?«

Lapslie nickte. »Ja. Ich bin mir ziemlich sicher, dass Whitefoot recht hat, aber für alle Fälle geht hier keiner rein oder raus, bis wir die endgültigen Resultate haben. Ich möchte, dass der Laden hier wieder dicht gemacht wird und jede Spur, dass wir hier waren, verschwindet. Wenn wir's hier mit einem verdächtigen Todesfall zu tun haben, schadet das nicht, die

Beweise werden dann immer noch intakt sein. Wenn nicht, was ich glaube, dann möchte ich, dass der Bunker überwacht wird, um zu sehen, ob unser Puppenmacher zurückkommt. Da gibt es ein paar Fragen, die ich ihm gern stellen würde.«

Bradbury schien ein wenig unsicher zu sein, nickte aber.

»Ich will, dass der Bunker eine Woche lang überwacht wird, vierundzwanzig Stunden am Tag. Wenn jemand festgenommen wird, möchte ich sofort Bescheid wissen. Irgendetwas ist hier komisch, und ich will wissen, was.«

»Das wird Chief Superintendent Rouse nicht gefallen, Sir. Er wird wissen wollen, wieso wir Geld für eine Überwachungsaktion ausgeben, wenn kein offenkundiges Verbrechen vorliegt.«

»Tun Sie's trotzdem. Bis er es rausfindet, ist alles vorbei – es sei denn, jemand erzählt es ihm.«

Er starrte Bradbury an. Sie hob abwehrend die Hände. »Ich nicht. Ich sage kein Sterbenswort.«

Er sah sie eine Weile unverwandt an. »Vielleicht ist es ja gar nichts weiter«, meinte er schließlich, »aber andererseits haben schon einige wichtige Ermittlungen mit einer Kleinigkeit wie dieser angefangen.«

Ehe sie antworten konnte, ging er in Richtung Ausgang. Als er den Bunker verließ, hörte er Emma mit Jim Thomson reden, dem Leiter der Spurensicherung.

»Haben Sie das eben alles mitbekommen?«

»Ja, hab ich.«

»Dann sollten wir uns wohl ranhalten, oder?«

»Stimmt. Ich weiß übrigens den Namen eines guten Puppenmachers, wenn das hilft. Ist ein Riesenhobby meiner Frau. Sie hat Dutzende von den Dingern.«

Entweder antwortete Bradbury nicht, oder Lapslie hörte ihre Worte nicht mehr, als er ins Freie trat.

*Es heißt, man braucht mindestens ein Jahr, um eine Hochzeit zu arrangieren. Bei Leslie Cooke hatte es mindestens zwei gedauert. Also, so lange waren sie verlobt gewesen; eigentlich war das gleich nach der Trennung von ihrem vorigen Freund passiert. Sechs Monate nach der Verlobung hatten sie vom Heiraten gesprochen, aber es schien immer irgendeinen Grund zu geben, warum es gerade nicht ging. Einen Grund, es aufzuschieben, alles zu verzögern. Am Schluss hatte Leslie sich allmählich gefragt, ob sie nicht nur die Hochzeit streichen sollte, sondern auch gleich noch Nathan, ihren Freund. Vielleicht würde sie ja beim dritten Mal Glück haben. Doch nachdem sie ein paar sehr klare Andeutungen gemacht und ihm gesagt hatte, sie wolle eine Trennung auf Probe, war Nathan mit einem Termin angekommen, und hier waren sie nun.*

*Zum hundertsten Mal betrachtete sie das Kleid im Spiegel. Es war wirklich atemberaubend – genau das, was sie sich immer gewünscht hatte –, aber das sollte es auch sein bei der Mühe, die es gekostet hatte. Selbst mit dem Schaden, den ihre Tante sehr geschickt zu verbergen gewusst hatte, sah es immer noch wunderschön aus.*

*Eine Stimme hinter ihr drängte sich in ihre Gedanken.*

*»Mein Gott, Kleines, du siehst genauso schön aus wie deine Mutter an ihrem Hochzeitstag, und das will was heißen.«*

*Leslie Cooke drehte sich zu ihrem Vater um. »Wirklich?«*

*Ihr Vater nickte; ein breites Lächeln lag auf seinem Gesicht.*

*»Ganz bestimmt. Ich wünschte nur, sie wäre jetzt hier und könnte dich sehen. Sie wäre ja so stolz.«*

*Leslie ging zu ihrem Vater, nahm ein Taschentuch von ihrem Schminktisch und wischte ihm die Tränen ab. »Sie ist doch hier, Pa. Keine Angst, sie ist hier.«*

*Urpötzlich tauchte ein grinsendes Gesicht im Türrahmen auf.*

*»Kommt ihr? Die Wagen sind da. Mann, siehst du klasse aus, Schwesterchen! Der Kerl hat echt Glück.«  
Leslie lächelte ihren Bruder an. »Das sage ich ihm auch immer.«  
Noch einmal musterte sie ihren Vater und rückte seine Fliege zurecht, ehe sie sich bei ihm unterhakte und zu den wartenden Wagen hinunterging.*

Lapslie schlief unruhig in dieser Nacht; sein Traum war ein Gemenge aus den Ereignissen des Tages. Er war wieder in dem Atombunker, diesmal allein, schritt langsam in die düsteren Tiefen des Gebäudes hinein und sah abermals die Puppen aufgereiht an der Wand stehen. Einige von ihnen, die groteskeren und beschädigteren, öffneten ganz langsam die Augen und traten ins trübe Licht hinaus. Vor Lapslies Augen begannen sie zu tanzen, allein und miteinander. Nach einiger Zeit veränderte sich der getragene Rhythmus des Tanzes, wurde zu etwas Finstererem, Chaotischerem, und schließlich taten die grotesken Puppen gar nicht mehr so, als tanzten sie ein Menuett, sondern gingen auf die los, die noch nicht in ihren Särgen lagen. Sie fingen an, auf sie einzustechen und einzuschlagen, rissen mit den Fingern an ihren wächsernen Gesichtern. Schließlich wurden die drei unversehrten Puppen in ihre kleinen Säрге gestoßen und die Deckel zugeknallt.

Da bemerkte Lapslie einen dreizehnten Sarg, einen, den er noch nicht gesehen hatte. Und es schien ein helles Licht darauf zu fallen, fast so, als hebe ein Scheinwerfer ihn unter den anderen hervor. Dann, als das Licht flackerte, verblasste und augenblicklich mit einem blendenden Blitz erneut aufflammte, begleitet von Donnergrollen, wurde ihm klar, dass der Sturm zurückgekehrt war. Er hatte überlebt, als er hindurchgesegelt war, jetzt jedoch war er zurückgekommen, um ihm etwas zu zeigen. Etwas Wichtiges.